Sybille Krämer

Sprache, Stimme, Schrift: Zur impliziten Bildlichkeit sprachlicher Medien

Abstract

Die zeichentheoretische Entgegensetzung von Sprache und Bild ist überaus geläufig. Die hier zu entwickelnde These ist jedoch, dass medial verkörperte Sprache eine implizite Ikonizität zukommt: Sprachlichkeit kommt nicht ohne Bildlichkeit, das Sagen nicht ohne das Zeigen aus. Was dies bedeutet, wird in einer Betrachtung der Performanz des Lautlichen sowie des Phänomens der Schriftbildlichkeit erläutert. Sowohl bezüglich der Stimme wie auch der Schrift, zeigt sich eine intrinsische ‚Intermedialität‘ der Sprache. Die Wirksamkeit der Stimme beruht auf ihrer Vereinigung von Somatik und Semantik, eines physiognomischen und propositionalen Aspektes. Die Leistungskraft von Schriften besteht in der Verschränkung von diskursiven und visuellen, von linguistischen und graphischen Aspekten. Friedrich Nietzsche hat auf überraschende Weise eine der Sprache inhärente Intermedialität reflektiert, insofern er die Lautsprache hervorgehen lässt aus der Vereinigung von Musik und Bild.

1. Eine methodische Bemerkung vorab

Die Reflexion über Begriffe, die für das wissenschaftliche Arbeiten fundamental sind, kann zwei Wege einschlagen: Sie kann analytisch verfahren und Begriffe in ihrer Verschiedenheit voneinander schärfen; sie kann aber auch synthetisch vorgehen und somit die herkömmlichen Grenzen zwischen Termini ein Stück weit durchlässig machen. Im Horizont eines solchen ‚synthetischen Gestus‘ kann dann gezeigt werden, dass das, was unsere Begriffe definitiv trennen (müssen), jedenfalls als ein raum-zeitlich situiertes Phänomen betrachtet, zumeist als ‚Mischungsverhältnis‘ gegeben ist. Was *kategorial* getrennt ist, wird dann *phänomenal* in seinem Zusammenhang begreifbar. In dieser synthetischen Perspektive mildert sich das Entweder-oder unserer binären Begriffsschemata zum Sowohl-als-auch, welches für nahezu alles raum-zeitlich Gegebene charakteristisch ist. Solches ‚Denken in Konjunktionen‘ substituiert allerdings nicht die analytische Begriffsbearbeitung, sondern setzt sie notwendig voraus: Denn etwas als vermischt zu betrachten, gelingt nur, wenn konzeptuell zugleich ein Unterschied gemacht werden kann.

Der Unterschied nun, um den es uns im Folgenden zu tun ist, ist derjenige von Sprache und Bild. Und auf die uns dabei interessierende Vermischung stoßen wir im Zusammenhang einer Bildkraft, welche aller *medial verkörperten* Sprache implizit ist.

2. Eine ‚Bildlichkeit‘ im Sprachgebrauch?

Die zeichentheoretische Entgegensetzung von Sprache und Bild ist überaus geläufig; diese kanonische Bifurkation in Bezug auf unsere symbolischen Vermögen bildet eine Präsupposition, deren Echo sich seit Lessings Trennung von Wortkunst und Bildkunst¹ in einer Fülle von terminologischen Unterscheidungen wieder findet, etwa in derjenigen von ‚diskursiv‘ und ‚ikonisch‘, ‚arbiträr‘ und ‚ähnlich‘, ‚repräsentativ‘ und ‚präsentativ‘, ‚digital‘ und ‚analog‘, ‚Sagen‘ und ‚Zeigen‘. Zweifelsohne kommen diese Begriffsschemata untereinander nicht zur Deckung; doch die begriffliche Opposition, die dabei jeweils zum Ausdruck kommt, betrifft im Kern die Unterscheidbarkeit von Wort und Bild. Unsere Annahme ist nun, dass ‚Diskursivität‘ verstanden als Sprache im Gebrauch immer auch des Einschlusses einer ‚Ikonizität‘ bedarf. *Sprachlichkeit kommt ohne Bildlichkeit, das Sagen kommt ohne das Zeigen nicht aus.* Eben das ist unsere Hypothese.²

Vorab drängt sich ein Einwand auf: Die Frage nach der ‚Bildlichkeit im Sprachgebrauch‘ scheint längstens gestellt und vielfach bearbeitet, etwa durch Karl Bühler,³ der uns nachhaltig darauf aufmerksam gemacht hat, dass die Indexikalität und damit das ‚Zeigen‘ jeder natürlichen Sprache inhärent ist und das Lebenselixier ihrer Weltverankerung ausmacht. Überdies wissen wir um die Rolle von Metaphern für das Wachstum natürlicher Sprachen und wir sind ästhetisch-poetologisch vertraut mit der Bildkraft literarischer Produktionen. Warum also jetzt noch einmal die Frage aufwerfen nach einer *impliziten Bildlichkeit* im Sprachgebrauch?

An dieser Stelle nun kommen die Medialität und die Intermedialität ins Spiel, die diesem Band sein Thema vorgeben. Unsere Vermutung ist, dass die Intermedialität der Sprache sich (auch) darin zeigt, dass unsere Sprachverwendung in Kommunikation und Kognition Phänomene des Bildlichen einschließt. Die Sprach*medialität* ist hier angesprochen, insofern sich unsere Erörterung einer impliziten Bildlichkeit der Sprache nicht einfach auf die ‚Sprache an sich‘ bzw. auf die ‚Sprache als System‘, sondern auf die zwei elementaren Medien der Sprache bezieht: auf die Stimme und die Schrift. Und noch mehr ist wichtig: Es geht dabei nicht um das Verhältnis *zwischen* Sprache und Bild, sondern um ikonische Dimensionen, die *innerhalb* unserer Sprachvollzüge selbst wirksam werden. Und es geht auch weniger um ein Wechselverhältnis zwischen Stimme und Schrift, sondern um ein Zusammenspiel von Diskursivem und Ikonischem, das sich innerhalb der stimmlichen *und* der geschriebenen Kommunikation jeweils zeigt. Indem wir den Anteil des

¹ Vgl. Lessing (1990, S. XVI.).

² Die mit dieser Hypothese verbundenen Gedanken sind auch entfaltet in: Krämer (2003a, 2003b, 2005b, 2006c, 2008).

³ Bühler (1934, S. 79 ff.) hat die Deixis als Grundoperation innerhalb der Sprache der Prädikation sogar gleichgestellt.

Ikonischen – wie es durchaus nahe liegt – nicht nur in der Schrift und ihrer Visualität aufsuchen, sondern auch in der ‚Tonspur‘ der Stimme, ist eines vorab klar und auch eigens zu betonen: ‚Bildlichkeit‘ darf nicht mit der Visualität und dem Optischen identifiziert werden. Worauf es ankommt sind also (auch) Formen *nichtoptischer Ikonizität*. Was das bedeutet, wird deutlicher, sobald wir uns nun der Rolle der Stimme zuwenden.

3. Zur Doppelnatur der Sprechstimme

Durch die Stimme realisiert sich eine ‚pathische‘, eine ‚physiognomische‘ Dimension in der Rede, die eben jene nichtvisuelle Form des Ikonischen bildet, welche der mündlichen Sprache inhärent ist. Was ist damit gemeint?

Wenn wir die Stimme als das ursprüngliche ‚Vollzugsorgan‘ des Sprechens betrachten, kann dies in (mindestens) drei Perspektiven geschehen: Wir können die 1) Materialität und Körperlichkeit der Stimme, ihre 2) Affektivität und ihren Appellcharakter, sowie 3) ihre Semantizität und Reflexivität thematisch werden lassen. Da dies an anderer Stelle ausführlicher geschehen ist (Krämer 2003a, 2006a), sei diese Trias von Aspekten der Wirksamkeit der Stimme hier nur kurz rekapituliert:

- 1) *Materialität und Körperlichkeit*: Der ‚Ort‘ der unaufgezeichneten Stimme, deren Laute sich – kaum ausgesprochen – auch schon verflüchtigen, ist die Aktivität unseres Körpers. In der Verlautbarung wird unser Leib und seine elementare Motorik zum Stimmapparat. Die ‚Immaterialität‘ des Atemhauchs tritt in ein Wechselverhältnis mit der materialen Widerständigkeit und Vibrationsfähigkeit der Stimmbänder und der Resonanzfähigkeit höhlenartiger Organe. Im Horizont dieser leiblichen Aktivität – tote Dinge haben keine Stimme – bildet die Stimme in ihrer immer auch unkontrollierten Ereignishaftigkeit die unbewusste Spur des Körpers im Sprechen. Unser Körper zeigt sich in der Stimme;⁴ die Stimme zeugt von unserer Gestimmtheit. Eine sublimale Verwandtschaft zu den unwillkürlichen Anteilen in Gebärde und Mimik wird hier wirksam.
- 2) *Affektivität und Appellcharakter*: In der Lautlichkeit der Kommunikation wird eine präverbale, vorsymbolische und nicht-propositionale Dimension wirksam, in der es weniger auf das ‚Was‘, vielmehr auf das ‚Wie‘ des Sagens ankommt. Und obwohl dieses ‚Wie‘ in Stil und Rhetorik der Rede mit einer Fülle grammatischer, lexikalischer Attribute arbeitet, ist der *Ton* der Rede die immer noch nachhaltigste Weise eines intersubjekt-

⁴ Ob mit Männer- oder Frauenstimme, ob im ‚Brustton‘ oder mit ‚Kopfstimme‘, ob eher schrill oder sonor: Die Stimme ist geprägt von den geschlechtlichen und organischen Dispositionen wie auch von dem aktuellen Muskeltonus und dem Druck und der Geschwindigkeit des geformten Luftstroms.

tiv bedeutungs- und machtvollen Sprechens. Bedenken wir nur: Anders als das Auge, ist das Ohr nicht verschließbar; Töne können uns aus dem Tiefschlaf wecken (Senf 1989, S. 22). Wie alles Akustische haben Stimmen also eine Eindringlichkeit, die mit der Aufdringlichkeit im Bunde sein kann. Das Mischungsverhältnis von Brust- und Kopftton – das zeigen biophonetische Untersuchungen (Trojan 1982) – kündigt von Imponiergehabe und Aggressivität oder von Unsicherheit und Selbstzurücknahme. In der stimmengebundenen Kommunikation vollzieht sich also eine elementare, sowohl appellative wie auch affektive Bezugnahme auf den anderen. Die Stimmlichkeit konstituiert eine Form von Zwischenmenschlichkeit, eine elementare Vergemeinschaftungsleistung, deren Wirksamkeit weder vom Gehalt einer Äußerung zehrt, noch gar – wie in der universalpragmatischen Kommunikationstheorie angenommen (Habermas 1984, S. 353 ff.) – in wechselseitig zu erhebenden Geltungsansprüchen gründet. Der Lautgebung ist ein Bindungspotenzial ebenso eigen, wie eine Entzweigungsenergie. Denn eine Stimme kann kaum neutral sein: Sie zieht an oder sie stößt ab (Barthes 1990, S. 280 f.).

Die Stimme – und darauf kommt es uns hier an – *drückt* also nicht einfach eine körperliche Verfassung *aus*, vielmehr *ist* sie Teil dieser körperlichen Verfassung und Bewegung. Daher wollen wir die Lautlichkeit als die ‚pathische‘, die ‚physiognomische‘ Dimension im Sprachgebrauch charakterisieren.⁵ Diese Dimension ist es, die ein ikonisches Potenzial birgt. Und eben dieses Potenzial der Stimme geht aus dem *Zeigen* hervor.⁶

- 3) *Semantizität* und *Reflexivität*: Dass die Stimme nicht nur pathische Funktionen einer elementaren Sozialität erfüllt, vielmehr auch fein schattierte propositional-semantische Aspekte der Rede zur Geltung bringt, versteht sich fast von selbst. Daher wollen wir hier – über diese semantische Dimension hinaus – die kognitiven und epistemischen Aspekte betonen, die im Phänomen unserer Lautlichkeit verankert sind. Allzu lange wurde innerhalb jener Positionen, die mit der Entdeckung der Unterscheidung von Oralität und Literalität diese zugleich zu epochalen Mentalitätsformen verallgemeinerten,⁷ die kognitiven und reflexiven Leistungen im Sprachgebrauch vorrangig mit der Schrift assoziiert, an der gemessen dann die Mündlichkeit zur ‚Sachwalterin‘ des Vordiskursiven, Vorrationalen und Nichtpropositionalen degenerierte. Doch

⁵ Auf diese ‚physiognomische Dimension‘ verweist Sample (1996, S. 113–126).

⁶ Der Kunsthistoriker und Bildtheoretiker Gottfried Boehm (2007, S. 19 ff.) hat explizit das ‚Zeigen‘ als die Wurzel des Bildes bestimmt und damit eine Form von Tätigkeit, die gerade nicht auf das Visuelle begrenzt ist sondern allem eigen ist, was als Spur fungiert. Zum Zusammenhang von Spur und Zeigen: Krämer (2007).

⁷ Exemplarisch: Goody (1986); Havelock (1963); Ong (1982).

dieses Bild des kognitiv eingeschränkten Potenzials ‚bloßer‘ mündlicher Rede erfuhr nachhaltige Korrekturen, systematisch wie auch historisch:⁸ Einmal, indem nachgewiesen wurde, dass ursprünglich allein Schriftkulturen zugesprochene Diskriminierungsfähigkeiten wie etwa die Unterscheidung von Objekt- und Metasprache, die Existenz von Textgenres, Paraphrasierung und Explikation, sowie die Existenz von Grammatiken sich – fallweise – auch in oralen Gesellschaften finden lassen (Falk 1990; Vansina 1973; Schott 1995; Fleisher Feldman 1991). Darüber hinaus wird das kognitive, reflexive Potenzial in der Lautlichkeit des Sprechens frei gelegt und untersucht. Metaleptische (Linz 2003, S. 54 f.) und transkriptive (Jäger 2002, S. 19 ff.) Verfahren in der mündlichen Kommunikation, die zutage fördern, wie erst das Hören auf den eigenen Redefluss die ‚anfänglichen‘ Sprecherintentionen nachträglich entstehen lässt, zeigen, dass das Sich-sprechen-hören eine ‚Differenzwahrnehmung‘ (Linz 2003, S. 57 ff.) konstituiert, die mit einer Fülle epistemischer Aspekte verknüpft ist. Derridas ‚Phonozentrismusvorwurf‘ hatte die abendländische Stimmen-Reflexion allzu lange als Quelle der Identifikation der Stimme mit der abstandlosen und differenzlosen Selbsterfahrung und Selbstgewissheit abgewertet (Derrida 1974). Doch eine Relektüre von Hegel und Humboldt im Horizont der Stimmlichkeit als Elementarerfahrung einer Abstandnahme von sich selbst zeigt, wie stark für beide Denker die sich vom Körper ablösende Exteriorität des Sprachlautes zur Springquelle wird für eine Selbstdistanzierung, die dann wiederum zum Nährboden wird für die Ausbildung von Bewusstsein, Intelligenz, Denkfähigkeit und Geist.⁹

Worauf es uns bei dieser Auseinanderlegung in drei Perspektiven, in denen die Stimme sprachlich jeweils wirksam werden kann, ankommt, ist, dass alle drei Funktionen – in allerdings graduell je unterschiedlichen ‚Mischungsverhältnissen‘ – in *jedem* Sprechereignis wirksam werden. Wir wollen das jetzt zuspitzen auf einen ‚Doppeleffekt‘: Somatik und Semantik, Affekt und Intellekt, die physiognomische und die propositionale Dimension der Sprache verschränken sich. Wir können das in der Terminologie von Colin Sample so ausdrücken: ‚Semiotische‘ und ‚mimetische‘ Bedeutungsfunktionen innerhalb der Stimme sind voneinander unterscheidbar und arbeiten doch einander zu (Sample 1996, S. 114 ff.). Während das *Semiotische* – in Samples Sicht – mit der Diskursivität, Arbitrarität und Konventionalität verbunden ist, kommt mit dem *Mimetischen* die Expressivität, Wahrnehmbarkeit, Kin-

⁸ Ausführlicher dazu: Krämer (2005a, S. 192 ff.).

⁹ Für Hegel (1970, S. 280) gestaltet sich erst mit der Äußerlichkeit des Lautes „die Intelligenz“ selbst „zu einem Sächlichen“, und gibt es Gedanken überhaupt erst im Zusammenhang des Sprechens. Humboldt (1903–1936, Bd. VI, S. 26) wiederum dialogisiert diese kognitiven Errungenschaften der Lautsprache, insofern die Objektivität von Gedanken auf den Resonanzboden des Anderen angewiesen ist; dazu auch: Krämer (2006a, S. 278 ff.).

ästhesie und Körperlichkeit im Sprachgebrauch zur Geltung. Und genau in dieser keineswegs auf die buchstäbliche Mimik zu reduzierenden mimetischen Dimension, die *in* der Vokalisierung beheimatet ist, vollzieht sich, was am Sprechen ‚ein Bild gibt‘: „presenting an image“ (Sample 1996, S. 114).

4. Schriftbildlichkeit

Wir sind – inspiriert, aber auch gebannt von der abendländischen Tradition der phonographischen Schrift – gewohnt ‚Schrift‘ mit aufgeschriebener mündlicher Sprache zu assoziieren.¹⁰ In Kauf genommen ist damit allerdings der Ausschluss sowohl der nichtphonetischen (und damit meist auch der nichtalphabetischen) Schriften, wie auch der musikalischen, choreographischen, mathematischen, logischen, informatischen, naturwissenschaftlichen Notationssysteme aus dem Begriff der Schrift. Doch selbst wenn die Schrift ‚lediglich‘ als aufgeschriebene Sprache in den Blick kommt, zehrt das Darstellungspotenzial von Texten nicht nur von der Stabilität und Kontrollierbarkeit einer räumlich-*linearen* Struktur, welche das Nacheinander des fluiden Wortes in das Nebeneinander von Buchstabenketten zu bannen vermag. Vielmehr wird überall da, wo Schrift in Gestalt von Texten vorkommt, von der *Zweidimensionalität* der Fläche Gebrauch gemacht, indem unaussprechliche Anordnungsrelationen Unterschiede in *simultaner* Präsentation auszudrücken ermöglichen, welche in der flüchtigen Sukzession der gesprochenen Sprache kein Vorbild finden (Groß 1990; Harris 1986; Cancik-Kirschbaum/Mahr 2005; Krämer 2005b). Für diese Zweidimensionalität gibt das nicht verlauterbare Kreuzworträtsel zweifelsohne ein – wenn auch radikales – Exempel ab. Doch die ‚Schriftbildlichkeit‘ ist kein Refugium von Sprachspielen, welche den Allokationscharakter der Schrift im buchstäblichem Sinne der Anagramme und Palindrome nutzen und spiele- risch aus ‚Leben‘ ‚Nebel‘ werden lassen oder das ‚Lagerregal‘ von vorne oder hinten lesbar machen (Glück 1987, S. 203 ff.; Greber 2002). Denn bereits der verschriftete mündliche Sprachfluss arbeitet mit Markierungen und damit Unterscheidungen – denken wir nur an die Wortabstände, Satzzeichen, Groß- und Kleinschreibung –, für die es kaum ein Analogon gibt im Fluss des Sprechens.

¹⁰ Vgl. in dem Handbuch *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its Use* von Günther/Ludwig (Hg.) (1994, S. VIII), dass dort (als erstes Merkmal) die Schrift als „die Menge der graphischen Zeichen, mit denen gesprochene Sprache festgehalten wird [...]“ eingeführt ist. Auch im Lexikon der Sprachwissenschaften, Bußmann (1990, S. 667): „Schrift. Auf konventionalisiertem System von graphischen Zeichen basierendes Mittel zur Aufzeichnung von mündlicher Sprache.“ Auch Koch (1997, S. 58) auf den die Unterscheidung (zusammen mit Oesterreicher 1985) von ‚medialer und konzeptioneller‘ Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit zurückgeht, reserviert den Schriftbegriff für die Vereinigung von Graphé und Phoné.

All dies ist in einer Fülle von Studien durchaus sondiert.¹¹ Worauf es uns hier ankommt ist, dass die – zumal im linguistischen Diskurs verbreitete – Betrachtung der Schrift als eine Modalität und Form von Sprache verdeckt, dass die gerade auch sprachlich relevanten Leistungen der Schrift sich einem Zusammenwirken von diskursiven *und* ikonischen Elementen verdanken.

Im Horizont der Bifurkation von Wort und Bild müssen wir sagen: Die Schrift ist immer schon ein intermediales Phänomen in dem Sinne, dass sie ein ‚vermisches‘, ein hybrides System bildet, welches in seiner graphischen Diskursivität – oder sollten wir sagen: in seinem diskursiven Graphismus? – eigenständig ist, sowohl gegenüber der gesprochenen Sprache wie gegenüber dem gewöhnlichen Bild; und indem die Schrift die Attribute und Potenziale beider Seiten verbindet und nutzt, vermag sie in ihrer Darstellungsleistung zugleich die Grenzen von akustischer Sprache und visuellem Bild zu überschreiten. In der Perspektive dieser ‚Schriftbildlichkeit‘¹² bzw. ‚notationalen Ikonizität‘ zeichnet sich ein lautsprachenneutrales Schriftkonzept ab, welches durch ein Quartett von Attributen: *Diskrettheit*, *Wahrnehmbarkeit*, *Operativität* und *Referentialität* charakterisiert werden kann und geeignet ist, den sprachwissenschaftlichen Schriftbegriff mit außersprachlichen Notationssystemen zu verbinden. Vergewegenwärtigen wir uns kurz diese für die notationale Ikonizität grundlegenden Prädikate:

- 1) Die *Diskrettheit* betont, dass nicht einfach ‚Räumlichkeit‘, vielmehr ‚Zwischenräumlichkeit‘ konstitutiv ist für Schriften. Gemeint ist damit – um hier eine Terminologie von Nelson Goodman anzuführen, – dass Schriften durch ‚endliche Differenziertheit‘ und ‚Disjunktivität‘ charakterisiert werden können (Goodman 1995, S. 130 ff.). Die ‚endliche Differenziertheit‘ gewährleistet die diskrete, nicht kontinuierliche Anordnung von Schriftzeichen: Zwischen zwei benachbarten Schriftzeichen kann sich nicht noch ein drittes Zeichen befinden,¹³ es bleibt eine ‚Leerstelle‘ dazwischen. Die ‚Disjunktivität‘ stellt dann sicher, dass die Schriftzeichen Abstraktionsklassen sind, die sich in ihren Elementen nicht überschneiden: ein ‚a‘ darf nicht zugleich ein ‚d‘ oder ‚p‘ sein, während alle Versionen von ‚a‘ sich wechselseitig vertreten können.¹⁴

¹¹ U.a.: Coulmas (1993); Harris (1986); Raible (1991, 1993, 1997); Stetter (1997); Strätling/Witte (Hg.) (2006); Wenzel (1995).

¹² Zu diesem Begriff: Krämer (2003b (engl. Version: ‚notational iconicity‘: 2003c); 2006c). Auf diesem Konzept beruht ein jüngst von der DFG an der FU Berlin bewilligtes Graduiertenkolleg: ‚Schriftbildlichkeit. Über Materialität, Wahrnehmbarkeit und Operativität von Notationen‘.

¹³ Insofern gilt dieses Kriterium selbstverständlich auch für die ‚Schriftschriften‘, die Worte als ein Kontinuum von Buchstaben notieren.

¹⁴ Dazu: Krämer (2003b, S. 162 f.).

- 2) Bei der *Wahrnehmbarkeit* ist zu beachten – denken wir nur an die Blindenschrift – dass die Aisthesis, also die sinnliche Perzeptivität von Schriften, welche für den Schriftbegriff unabdingbar ist, nicht mit ihrer Visualität in eins fällt. Die *Räumlichkeit* und Zwischenräumlichkeit, nicht das Optisch-Visuelle ist für den Präsenzaspekt der Schrift zentral. Denn es ist diese Räumlichkeit der Schrift, die ihren Anordnungscharakter ausmacht (Cancik-Kirschbaum/Mahr 2005; Kogge 2005, S. 137 ff.). Ein Schriftzeichen hat, wo es Teil von Texten wird, stets eine bestimmte Position inne. Und im Unterschied zu transitorischen Zeichen wie Sprachlauten, Musikklangen oder Bewegungsbildern ist die positionsbezogene Stabilität und Dauerhaftigkeit der Präsenz des Schriftbildes die Bedingung dafür, dass Schriften dann auch ein operatives Medium verkörpern, in welchem Inskriptionen als textuelle Anordnungen hergestellt, verändert oder gelöscht werden können (Greber/Assmann/Ehlich/Müller 2002).
- 3) *Operativität* bedeutet, dass Schriftstrukturen beobachtbar, kontrollierbar und vor allem veränderbar sind.¹⁵ Insofern sind Schriftsysteme nicht nur Darstellungssysteme, sondern sie sind zugleich auch ein Instrument zum operativen Umgehen mit dem Dargestellten. Diese Operativität birgt viele Facetten: denken wir nur an das ‚epistemische Schreiben‘ (Raible 2004), welches daran erinnert, wie sehr sich die Gedanken erst im Schreibakt bilden; an die Komposition, bei der musikalische Notationen nicht nur Aufführungsanweisungen sind, sondern ein exploratives Medium musikalischen Schaffens darstellen (Gottschewski 2005); an die Kalkülisierung, der wir das schriftliche Rechnen, aber auch logische Inferenzen und mathematische Beweise verdanken (Krämer 1988, 1991); oder denken wir an die Programmierung, bei der die unaussprechlichen Programmiersprachen sich stets als Schriften erweisen müssen, die nur als Inskriptionen dann auch in die Stromimpulse des Computers übersetzbar sind.
- 4) Die *Referenzialität*, im Sinne einer ‚Semantizität‘, macht es möglich, Schriften von Ornamenten zu unterscheiden. Schriften müssen da, wo sie die Form von Texten annehmen, eine Bedeutung haben, also durch die Bezugnahme auf etwas, das sie nicht selber sind, charakterisiert werden können. Zum angemessenen Verständnis dieser Bezugnahme ist allerdings wesentlich: Referenzialität bedeutet nicht die Vorgängigkeit dessen, was durch Schrift dargestellt wird. Die Symbolisierungsleistung von Schriften liegt gerade auch darin, etwas Unsichtbares wie theoretische Entitäten und abstrakte Gegenstände, kurz: ‚Wissensdinge‘ durch Inskription dem Register des Sinnlichen zugänglich zu machen (Rheinberger 1992, 1999). Das Zeichen ‚0‘, ursprünglich eingeführt als Lücken-

¹⁵ Zur Genese des operativen Schriftgebrauchs: Krämer (1988).

zeichen für das Fehlen einer Ziffer im dezimalen Positionssystem, wird schließlich zu einem Zeichen für eine wohl bestimmte Zahl: die Null. Erst das operative Umgehen mit der Ziffer ‚0‘, hat die Zahl Null als ein mathematisches Objekt hervorgebracht und konstituiert (Krämer 2006c). Unschwer lassen sich Parallelen dazu etwa in den Strukturen der Grammatiken von natürlichen Sprachen finden, die erst durch die ‚hochsprachliche‘ Normierung im Medium der Schrift den Status grammatischer Regeln, also von Vor-Schriften angenommen haben.

Halten wir fest: Sobald wir Schrift nicht einfach als aufgeschriebene Form mündlicher Sprache verstehen, sondern als eine graphische Struktur, die durch die vier dargelegten Attribute ‚ikonischer Notationalität‘ gekennzeichnet werden kann, gewinnen wir einen *lautsprachenneutralen* Begriff von Schrift. Die heißt nicht, die Bedeutung zu schmälern, die der Bezugnahme von Schriften auf die Lautsprache zukommt, zumal diese ja keineswegs nur für alphabetische sondern auch für nicht-alphabetische Schriften gilt, wie wir dies selbst von den altägyptischen Hieroglyphen her wissen. Gleichwohl hilft dieses lautsprachenneutrale Schriftkonzept den Alphabet-Zentrismus von Anbeginn zu vermeiden und das Band zu erkennen, welches aufgeschriebene natürliche Sprachen und die Entfaltung künstlicher Ausdruckssysteme in Wissenschaft und Kunst miteinander mit einander verwoben sein lässt. Die Schrift wird damit Teil jener Kulturtechniken, die vom Graphismus der Inskription Gebrauch machen und uns unter anderem in Form von Formeln, Tabellen, Diagrammen und Karten begegnen (Krämer 2009). Der Horizont einer Kulturtechnik der Verräumlichung gerade auch nicht-räumlicher Sachverhalte und der Visualisierung insbesondere auch von Unsichtbarem ist damit eröffnet, vor dem das, was Schriften leisten, sich deutlich konturiert. So zeigen sich Schriften als wirkmächtige Instrumente sowohl der Kommunikation wie der Kognition und sie vermögen dies, indem sie – entgegen der kategorischen Abgrenzung zwischen Sprache und Bild – stets diskursive *und* ikonische Momente vereinigen und nutzen.

5. Friedrich Nietzsche: Die Dualität der Sprache

Hier nun müssen wir auf einen Denker zu sprechen kommen, der wie kaum einer vor ihm versucht hat die Sprache von ihrer innersten Anlage her ‚intermedial‘ zu denken. Es ist Friedrich Nietzsche, bei dem sich eine duale Sprachauffassung angelegt findet, die unser Sprechen hervorgehen lässt aus einem Zusammenwirken von Gebärdensprache und Tonsprache.¹⁶ Damit – und das ist wesentlich für das Verständnis von Nietzsches Denkansatz – ist *nicht* die Unterscheidung zwischen Gestik und Lautlichkeit ge-

¹⁶ Dazu: Caduff (1997); Fietz (1992); Krämer (2003a, 2005b).

meint, wie es zuerst einmal von seinem Wortgebrauch her nahe liegt. Vielmehr zielt Nietzsche auf eine Doppelung, die *im* gesprochenen Wort selbst wirksam wird und innerhalb der mündlichen Sprache selbst „uranfänglich vorgebildet“ (Nietzsche 1980, Bd. 7, S. 362) ist.

Insoweit die Sprachgebärde von einer Vorstellung begleitet wird, ist sie der Domäne des Bildlichen zugehörig und Nietzsche nennt sie ‚Mundgeberde‘ (Nietzsche 1980, Bd. 1, S. 575 f.). Zu dieser Gebärdensymbolik zählen dann die Konsonanten und Vokale und zwar nur als Stellung der Sprechorgane aufgefasst, also ganz ohne Klang: In dieser ‚tonlosen‘ Dimension hat die Diskursivität der Sprache ihren Ort, welche Nietzsche – und das ist für ihn signifikant – gerade mit dem Bildlichen assoziiert. Das Bildliche wird hier aufgefasst in jenem spezifisch ‚apollinischen Sinne‘ (wir kommen darauf zurück), welcher für Nietzsche mit intellektuellen Eigenschaften wie Proportionalität, Rationalität und Erkenntnis verbunden ist. Der ‚Ton‘ dagegen ist nicht mit Vorstellungen, sondern mit „Streben des Willens“ (ebd., S. 572) verknüpft; er bekundet Gefühle von Lust und Unlust und wird mit dem Musikalischen identifiziert, dessen Elemente Rhythmus, Dynamik und Harmonie sind. Diese „Tonuntergrund“ der Sprache verkörpert eine Schicht im Sprechen, die – anders als die konventionen-gestützte ‚Geberdensprache‘ – für *alle* Menschen zugänglich und auch verständlich ist. Sie bildet den Nährboden jener universellen Sprache, aus dem die „Mannichfaltigkeit der Sprachen“ (ebd., Bd. 7, Fragment 12 [1], S. 361) überhaupt erst erwachsen kann.

Worauf es uns nun ankommt und was Nietzsche für ein Denken der Intermedialität der Sprache so aufschlussreich macht, ist: Die gesprochene Sprache geht erst aus der Verschmelzung von Bild und Musik hervor.

Die innigste und häufigste Verschmelzung von einer Art Geberdensymbolik und dem Ton nennt man Sprache. Im Wort wird durch den Ton und seinen Fall, die Stärke und den Rhythmus seines Erklings das Wesen des Dinges symbolisiert, durch die Mundgeberde die begleitende Vorstellung, das Bild, die Erscheinung des Wesens. (Nietzsche 1980, Bd. 1, S. 575 f.)

Indem Nietzsche hier von ‚Wesen‘ und ‚Erscheinung‘ redet, zeigt sich, dass er Gebärde und Ton nicht gleichrangig setzt, vielmehr macht er den Tonuntergrund der Sprache – wir zitieren hier Corinna Caduffs aufschlussreichen Aufsatz (Caduff 1997, S. 48) – „zum alleinigen und universellen Ursprungsort“ der menschlichen Sprachlichkeit. In der Lautlichkeit des Sprechens artikuliert sich der Mensch somit als „Gattungsmensch“ (Nietzsche 1980, Bd. 1, S. 575).

Nur beiläufig sei erwähnt, dass Nietzsche die kunsthistorisch einflussreich gewordene Unterscheidung von ‚apollinisch‘ und ‚dionysisch‘ als Ordnungsformen künstlerischer Artikulation ursprünglich als eine sprachtheoretische Unterscheidung in Gestalt der Differenz von ‚Gebärde‘ und ‚Ton‘

und ihrer Verschmelzung im Sprechen eingeführt hat. Nietzsche hat herausgestellt, dass Differenz und Zusammenspiel der dionysisch-apollinischen Künste für ihn ihr Vorbild finden in den zwei Seiten der Sprache: in Ton und Gebärde.¹⁷ Während die apollinische Gestaltungskraft mit Grenzziehung, Maß, Proportionalität, Distanz und Intellektualität verknüpft ist, ist die dionysische Energie grenzeinreissend, maßlos, distanzüberspringend und gemeinschaftsorientiert.

Hier stoßen wir also auf die Frühform der Unterscheidung zwischen den semiotischen und den mimetischen, den digitalen und den analogen, den propositionalen und den pathischen Dimensionen menschlicher Kommunikation, verbunden allerdings mit der Einsicht in deren unauflösliches Zusammenwirken.

6. Das Zusammenwirken von Bild und Musik im Sprachgebrauch: Einige Anschlussüberlegungen an Nietzsche

Nietzsche ist als Denker der Sprache und ihrer Medialität wenig bekannt.¹⁸ Und doch lassen seine Überlegungen in der Perspektive einer Frage nach der Intermedialität der Sprache interessante Schlussfolgerungen zu. Wir wollen diese in drei Hinsichten akzentuieren:

- 1) *Sprache*: Die Polarität von Sprache und Bild als Unterschied zwischen diskursiven und ikonischen Ordnungsformen ist – denken wir nur an die Ansprüche von ‚linguistic‘ und ‚iconic turn‘ – zumeist als elementar und unhintergebar gedacht. Nietzsche allerdings geht hinter diese Polarität zurück, indem er nicht Sprache und Bild, vielmehr Bild (‚Gebärde‘) und Musik (‚Ton‘) als die beiden ‚Urformen‘ symbolischer Artikulationsmedien auszeichnet. Das hat für das Verständnis von Sprache dann die Konsequenz, die gesprochene Sprache selbst als ein ‚Mischwesen‘, modisch gesprochen: als ein Hybrid zu konzipieren, ‚geboren‘ aus der Vereinigung von Bild und Musik. Damit ist die Intermedialität im Herzen unseres Sprachvermögens angesiedelt.
- 2) *Stimme*: Dort, wo die mediale Unterscheidung zwischen ‚mündlich‘ und ‚schriftlich‘ und insbesondere der Übergang zur ‚Literalität‘ zu einer Art von Epochenschwelle verallgemeinert wurde, erschien die Alphabetschrift als Königsweg wissenschaftlicher und letztlich sogar politischer Aufklärung. Indem Nietzsche seine Unterscheidung zwischen Musik und Bild, zwischen dem Dionysischen und dem Apollinischen in die

¹⁷ In einem Fragment von 1870 führt er aus: „... so gewiß nämlich der einzelne Ton, dem Bild gegenüber, bereits dionysisch und das einzelne Bild, sammt Begriff und das Wort, der Musik gegenüber apollinisch ist“ (Nietzsche, Bd. 7, Fragment 7 [127], S. 186).

¹⁸ Anders jedoch: Caduff (1997); Fietz (1992).

Lautsprache selbst hinein verlegt, wird ein subtilerer Blick auf die Leistungen der Oralität möglich, insofern Propositionales und Nicht-Propositionales gerade auch in der mündlichen Rede unabdingbar zusammen wirken (müssen). Um es mit sperrigem Wort zu sagen: die Stimme ist ‚multifunktional‘ und in dieser Eigenschaft ist sie stets vieldeutig.

- 3) *Schrift*: Wir betonten, dass entscheidende Leistungen der Schrift als Darstellungsmittel, als Explorations- und Denkraum wie auch als Operationsinstrument, sich ihren ikonischen, auf Raumrelationen bezogenen Elementen verdankt. Dadurch werden Spielräume des Kognitiven eröffnet, für die sich weder in der ‚reinen‘ Sprache, noch bei ‚gewöhnlichen‘ Bildern ein Vorbild findet. Indem Nietzsche – und zwar gegen unser intuitives Verständnis, mit dem wir das Bild allzu gerne mit dem assoziieren, was nicht propositional ist, – im Begriff des ‚Apollinischen‘ Bild und Intellektualität zusammen führt, erfährt auch unsere Idee, die intellektuelle Schubkraft der Schrift gerade mit ihrer *Schriftbildlichkeit* zu verbinden, eine Stütze.

Literatur

- Barthes, Roland (1990): Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn. Kritische Essays III. Frankfurt a.M.
- Boehm, Gottfried (2007): Wie Bilder Sinn erzeugen. Die Macht des Zeigens. Berlin.
- Bühler, Karl (1934): Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache. Jena.
- Bußmann, Hadumod (1990): Lexikon der Sprachwissenschaften. 2. Aufl., Stuttgart.
- Caduff, Corina (1997): Vom Urgrund zum Supplement. Musik in den Sprachtheorien von Rousseau, Nietzsche und Kristeva. In: Musik und Ästhetik 1, 3, S. 37–54.
- Cancik-Kirschbaum, Eva/Mahr, Bernd (2005): Anordnung und ästhetisches Profil. In: Bildwelten des Wissens. Kunsthistorisches Jahrbuch für Bildkritik. Bd. 3.1: Diagramme und bildtextile Ordnungen. Hrsg. v. Horst Bredekamp, Gabriele Werner u. Matthias Bruhn. Berlin, S. 97–114.
- Corballis, Michael C. (1999): The gestural origins of language. In: American Scientist 87, 2, S. 138–145.
- Coulmas, Florian (1993): Das ABC der Wissenschaft. In: Merkur 3, S. 390–398.
- Derrida, Jacques (1974): Grammatologie. Frankfurt a.M.
- Ehlich, Konrad (2001): Graphematics/[Transindividual] Graphology. In: de Cillia, Rudolf/Krumm, Hans Jürgen/Wodak, Ruth (Hg.): Loss of communication on the information age/Kommunikationsverlust im Medienzeitalter. Wien, S. 61–76.
- Ehlich, Konrad (2002): Schrift, Schriftträger, Schriftform: Materialität und semiotische Struktur. In: Greber/Assmann/Ehlich/Müller (Hg.), S. 91–111.

- Epping-Jäger, Cornelia/Linz, Erika (Hg.) (2003): *Medien/Stimmen*. Köln.
- Falk, Harry (1990): Goodies for India. Literacy, orality, and Vedic culture. In: Raible, Wolfgang (Hg.): *Erscheinungsformen kultureller Prozesse. Jahrbuch 1988 des Sonderforschungsbereiches 'Übergänge und Spannungsfelder zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit'*. (= *ScriptOralia* 13). Tübingen, S. 103–120.
- Fietz, Rudolf (1992): *Medienphilosophie. Musik, Sprache und Schrift bei Friedrich Nietzsche*. Würzburg.
- Fleisher Feldman, Carol (1991): Oral metalanguage. In: Olson, David R./Torrance, Nancy (Hg.): *Literacy and orality*. Cambridge, MA, S. 47–65.
- Glück, Helmut (1987): *Schrift und Schriftlichkeit. Eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie*. Stuttgart.
- Goodman, Nelson (1995): *Sprachen der Kunst. Entwurf einer Symboltheorie*. Frankfurt a.M.
- Goody, Jack (1986): *The logic of writing and the organization of society*. Cambridge, MA.
- Gottschewski, Hermann (2005): Musikalische Schriftsysteme und die Bedeutung ihrer ‚Perspektive‘ für die Musikkultur. Ein Vergleich europäischer und japanischer Quellen. In: Grube/Kogge/Krämer (Hg.), S. 253–278.
- Greber, Erika (2002): Wendebuchstaben, Wendebilder: Palindromie der Jahrtausendwende. In: Greber/Assmann/Ehlich/Müller (Hg.), S. 131–150.
- Greber, Erika/Assmann, Jan/Ehlich, Konrad/Müller, Jan-Dirk (Hg.) (2002): *Materialität und Medialität von Schrift*. (= *Schrift und Bild in Bewegung* 1). Bielefeld.
- Groß, Sabine (1990): Schrift-Bild. Die Zeit des Augenblicks. In: *Zeitzeichen*. Hrsg. v. Georg Christoph Tholen u. Michael O. Scholl. Weinheim, S. 231–246.
- Grube, Gernot/Kogge, Werner/Krämer, Sibylle (Hg.) (2005): *Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine*. München.
- Günther, Hartmut (1995): Die Schrift als Modell der Lautsprache. In: *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 51, S. 15–32.
- Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hg.) (1994): *Schrift und Schriftlichkeit. Writing and its use. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. 2 Bde. Berlin/New York.
- Habermas, Jürgen (1984): Was heißt Universalpragmatik. In: Habermas, Jürgen: *Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns*. Frankfurt a.M., S. 353–440.
- Harris, Roy (1986): *The Origin of writing*. London.
- Harris, Roy (1989): How does writing restructure thought? In: *Language & Communication* 9, S. 99–106.
- Harris, Roy (1994): Semiotic aspects of writing. In: Günther/Ludwig (Hg.), Bd. I, S. 41–47.
- Havelock, Eric A. (1963): *Preface to Plato*. Cambridge, MA.

- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich (1970): Werke in zwanzig Bänden. Frankfurt a.M.
- Humboldt, Wilhelm von (1903–1936 [1967/68]): Gesammelte Schriften. I.A. der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften hg. v. Albert Leitzmann. Berlin. [Unveränd. photomech. Nachdr. d. Ausg. 1903–1936. Berlin 1967/68].
- Jäger, Ludwig (2002): Transkriptivität. Zur medialen Logik der kulturellen Semantik. In: Transkribieren: Medien/Lektüre. Hrsg. v. Ludwig Jäger u. Georg Stanitzek. München, S. 19–41.
- Koch, Peter (1997): Graphé. Ihre Entwicklung zur Schrift, zum Kalkül und zur Liste. In: Koch/Krämer (Hg.), S. 43–82.
- Koch, Peter/Oestereicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: Romanistisches Jahrbuch 36, S. 15–43.
- Koch, Peter/Krämer, Sybille (Hg.) (1997): Schrift, Medien, Kognition. Über die Exteriorität des Geistes. (= Probleme der Semiotik 19). Tübingen.
- Kogge, Werner (2005): Erschriebene Denkräume. Grammatologie in der Perspektive einer Philosophie der Praxis. In: Grube/Kogge/Krämer (Hg.), S. 137–170.
- Krämer, Sybille (1988): Symbolische Maschinen. Die Idee der Formalisierung in geschichtlichem Abriss. Darmstadt.
- Krämer, Sybille (1991): Berechenbare Vernunft. Kalkül und Rationalismus im 17. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Krämer, Sybille (2001): Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen im 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M.
- Krämer, Sybille (2003a): Negative Semiologie der Stimme. In: Epping-Jäger /Linz (Hg.), S. 65–84.
- Krämer, Sybille (2003b): ‚Schriftbildlichkeit‘ oder: Über eine (fast) vergessene Dimension der Schrift. In: Bild, Schrift, Zahl. Hrsg. v. Sybille Krämer u. Horst Bredekamp. München, S. 207–210.
- Krämer, Sybille (2003c): Writing, notational iconicity, calculus. On writing as a cultural technique. In: Modern Languages Notes – German Issue 118, 3, S. 518–537.
- Krämer, Sybille (2005a): Mündlichkeit/Schriftlichkeit. In: Roesler, Alexander/Stiegler, Bernd (Hg.): Grundbegriffe der Medientheorie. München, S. 192–199.
- Krämer, Sybille (2005b): Medienphilosophie der Stimme. In: Systematische Medienphilosophie. Hrsg. v. Mike Sandbothe u. Ludwig Nagel. (= Deutsche Zeitschrift für Philosophie, Sonderbd. 7). Berlin, S. 221–238.
- Krämer, Sybille (2005c): ‚Operationsraum Schrift‘. Über einen Perspektivenwechsel in der Betrachtung der Schrift. In: Schrift. Kulturtechnik zwischen Auge, Hand und Maschine. Hrsg. v. Gernot Grube, Werner Kogge u. Sybille Krämer. München, S. 23–60.
- Krämer, Sybille (2006a): Die ‚Rehabilitierung der Stimme‘. Über die Oralität hinaus. In: Stimme. Annäherung an ein Phänomen. Hrsg. v. Doris Kolesch u. Sybille Krämer. Frankfurt a.M., S. 269–295.

- Krämer, Sybille (2006b): ‚Leerstellen-Produktivität‘. Über die mathematische Null und den zentralperspektivischen Fluchtpunkt. Ein Beitrag zur Konvergenz zwischen Wissenschaft und Kunst in der frühen Neuzeit. In: *Instrumente in Wissenschaft und Kunst. Zur Architektonik kultureller Grenzen im 17. Jahrhundert*. Hrsg. v. Helmar Schramm, Ludger Schwarte u. Jan Lazardig. Berlin/New York, S. 502–527.
- Krämer, Sybille (2006c): Die Schrift als Hybrid aus Sprache und Bild. Thesen über die Schriftbildlichkeit unter Berücksichtigung von Diagrammatik und Kartografie. In: *Bilder. Ein (neues) Leitmedium?* Hrsg. v. Thorsten Hoffmann u. Gabriele Rippl. Göttingen, S. 79–92.
- Krämer, Sybille (2007): Was also ist eine Spur? Und worin besteht ihre epistemologische Rolle? Eine Bestandsaufnahme. In: *Spur. Spurenlesen als Orientierungstechnik und Wissenskunst*. Hrsg. v. Sybille Krämer, Gernot Grube u. Werner Kogge. Frankfurt a.M., S. 11–36.
- Krämer, Sybille (2008): Die Heterogenität der Stimme. Oder: Was folgt aus Friedrich Nietzsches Idee, dass die Lautsprache hervorgeht aus der Verschmelzung von Bild und Musik? In: *Wiethölter, Waltraud/Pott, Hans Georg/Messerli, Alfred (Hg.): Stimme und Schrift. Zur Geschichte und Systematik sekundärer Oralität*. München, S. 57–74.
- Krämer, Sybille (2009): Operative Bildlichkeit. Von der ‚Grammatologie‘ zu einer ‚Diagrammatologie‘? Reflexionen über erkennendes Sehen. In: *Hessler, Martina/Mersch, Dieter (Hg.): Logik des Bildlichen. Zur Kritik der ikonischen Vernunft*. Bielefeld, S. 94–123.
- Lessing, Gotthold Ephraim (1990): *Laokoon oder über die Grenzen der Malerei und Poesie*. Bibliographisch erg. Aus. 1987. Stuttgart.
- Linz, Erika (2003): Die Reflexivität der Stimme. In: *Epping-Jäger/Linz (Hg.)*, S. 50–64.
- Mersch, Dieter (2000): Jenseits von Schrift. Die Performativität der Stimme. In: *Dialektik. Zeitschrift für Kulturwissenschaft* 2, S. 79–92.
- Mersch, Dieter (2002): *Was sich zeigt. Materialität, Präsenz, Ereignis*. München.
- Nagl, Ludwig/Sanbothe, Mike (Hg.) (2005): *Systematische Medienphilosophie*. Berlin.
- Nietzsche, Friedrich (1956): *Die Unschuld des Werdens*. Nachlass, ausgewählt und geordnet von Alfred Baumler. Bd. I. Stuttgart.
- Nietzsche, Friedrich (1980): *Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden*. Hrsg. v. Giorgio Colli u. Mazzino Montinari. Berlin/München.
- Ong, Walter (1982): *Orality and literacy. The technologizing of the word*. London/New York.
- Raible, Wolfgang (1991): *Die Semiotik der Textgestalt. Erscheinungsformen und Folgen eines kulturellen Evolutionsprozesses*. Heidelberg.
- Raible, Wolfgang (1993): Die Entwicklung ideographischer Elemente bei der Verschriftlichung des Wissens. In: *Vermittlung und Tradierung von Wissen in der griechischen Kultur*. Hrsg. v. Wolfgang Kullmann u. Jochen Althoff. (= *ScriptOralia* 61). Tübingen, S. 15–37.

- Raible, Wolfgang (1994): Orality and literacy. In: Günther/Ludwig (Hg.), S. 1–17.
- Raible, Wolfgang (1997): Von der Textgestalt zur Texttheorie. Beobachtungen zur Entwicklung des Text-Layouts und ihren Folgen. In: Koch/Krämer (Hg.), S. 29–42.
- Raible, Wolfgang (2004): Über das Entstehen der Gedanken beim Schreiben. In: Performativität und Medialität. Hrsg. v. Sybille Krämer. München, S. 191–214.
- Rheinberger, Hans-Jörg (1992): Experiment, Differenz, Schrift. Zur Geschichte epistemischer Dinge. Marburg.
- Rheinberger, Hans-Jörg (1999): Alles, was überhaupt zu einer Inskription führen kann. In: Wissensbilder. Strategien der Überlieferung. Hrsg. v. Ulrich Raulff u. Gary Smith. Berlin, S. 265–277.
- Sample, Colin (1996): Living words: Physiognomic and aesthetic language. In: The incorporated self. Interdisciplinary perspectives on embodiment. Hrsg. v. Michael O'Donovan-Anderson. Lanham u.a., S. 113–126.
- Schott, Rüdiger (1995): Formen und Funktionen mündlicher Traditionen bei den Balsa in Nordghana. In: Formen und Funktion mündlicher Tradition. Vorträge eines Akademiesymposiums in Bonn, Juli 1993. Hrsg. v. Walter Heissig. Opladen, S. 79–92.
- Senf, Wolfgang (1989): Anthropologische Gesichtspunkte der Stimme. In: Sprache – Stimme – Gehör 13, S. 19–25.
- Stetter, Christian (1997): Schrift und Sprache. Frankfurt a.M.
- Strätling, Susanne/Witte, Georg (Hg.) (2006): Die Sichtbarkeit der Schrift. München.
- Trojan, Felix (1982): Die Generatoren des stimmlichen Ausdrucks. In: Scherer, Klaus R. (Hg.): Vokale Kommunikation: nonverbale Aspekte des Sprachverhaltens. Weinheim/Basel, S. 59–77.
- Vansina, Jan (1973): Oral tradition. A study in historical methodology. Aus dem Franz. übers. v. H.M. Wright. Chicago.
- Wenzel, Horst (1995): Hören und Sehen. Schrift und Bild. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter. München.